**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 13 (1945-1946)

**Rubrik:** Kleine Rundschau

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# KLEINE RUNDSCHAU

## ENGLAND NACH DEM KRIEGE

Allgemeine Aeußerungen über eines Volkes Charakter, Denkweise und Bestrebungen sind immer nur bedingt richtig. Man tut gut, dies nie zu vergessen, wenn man solche Aeußerungen formuliert oder liest. So handelt es sich auch um ein Mehr oder Weniger, wenn wir im folgenden einiges über die Verhältnisse in England nach dem Kriege anzudeuten versuchen.

Der Krieg — die einen wollen, wenn möglich, nicht mehr an ihn erinnert werden, sie huldigen dem Escapism, dem auch schon während des Krieges gewisse Bücher zu dienen sich bemühten, um den auf allen Gemütern mehr oder weniger schwer lastenden Nervendruck einigermaßen zu mildern. Andere wieder halten es für ihre sittliche oder politische Pflicht, sich ernstlichst mit dem zu Ende gegangenen zweiten Weltkrieg und seinen Ursachen zu beschäftigen, um ihren Kindern einen dritten zu ersparen. Es sind besonders diese Menschen, die wissen, daß England sich nicht länger isolieren dürfe von Europa und allen seinen Problemen, die erkannt haben, daß alles mit allem zusammenhängt und daß der Friede unteilbar ist. Mehr und mehr Engländer haben es in diesen Jahren gelernt, sich mit der Politik zu beschäftigen, mit der Außen- wie mit der Innenpolitik, und was diese betrifft, so geht England jetzt durch eine Revolution, wenn es auch, verglichen mit anderen Revolutionen bei anderen Völkern, eine vergleichsweise stille, eine charakteristischerweise durchaus zivilisierte Revolution ist, die sich in den Köpfen und Herzen vieler Engländer jetzt vollzieht. Die Schranken zwischen den einzelnen Klassen, die hier, sagen viele, bis 1939 starrer waren als in manchem anderen Lande, sind weitgehend eingeebnet worden. Wodurch? Durch die gemeinsam durchlebte Not und Gefahr der Kriegsjahre. Manch ein Londoner im besonderen antwortet: durch das Gemeinschaftsleben in den Bombenschutzkellern. Hier, in den zu «Wohnstätten» umgeschaffenen Untergrundbahnen, schwand die seelische Fremdheit zwischen den Klassen rasch dahin. Auf engem (oh, wie engem!) Raum lernte man einander genauer kennen, man half einander in den hundert sich ergebenden Schwierigkeiten dieses außerordentlichen «Nachtlebens», man erörterte alle möglichen persönlichen und allgemeinen Probleme — und manch einer möchte das Erlebnis dieser extrem schwierigen und extrem interessanten Untergrund-Jahre um nichts in der Welt missen.

Die Demokratie — man sieht sie nicht als selbstverständlich an. Man weiß (das heißt: viel, viel mehr Menschen als vor sechs, sieben Jahren wissen), daß sie Wachheit verlangt, daß man ihren Wert, ihr Wesen und die ihr möglicherweise drohenden Gefahren klar durchdenken muß. Weiten bürgerlichen Schichten («bürgerlich» im allgemeinsten Sinn des Wortes) ist die Demokratie während der alle Grundfesten erschütternden Kriegsjahre problematisch geworden. Sie begannen die Ausprägung, die die Demokratie in den letzten 150 Jahren gefunden hat, als zeitüberholt zu empfinden und zu verlangen, daß die liberalistische Demokratie in eine soziale umgewandelt werde. Einer der vornehmsten Wortführer dieser Denkweise ist der Schriftsteller J. B. Priestley, der schon während des Krieges, als England seine schwierigsten Tage durchlebte, in äußerst klugen und sympathischen Radioansprachen sich und anderen den großen Fragenkomplex bewußt zu machen unternahm. Auch sein kürzlich erschienenes Büchlein «A Letter

to a Returning Serviceman» bewegt sich in diesen Gedankengängen, desgleichen die Radioansprachen, die er neuerdings gelegentlich hält. Was ihm und anderen dabei allmählich zur Kernfrage geworden ist, das ist die Sorge, wie man einen so oder so zu verstehenden wirtschaftlichen Sozialismus mit der geistigen, religiösen und seelischen Freiheit des Einzelnen vereinigen könne — was man unbedingt tun müsse, wenn eine Neuordnung der Gesellschaft wirklich ein Schritt vorwärts sein soll. Diese Andeutungen müssen hier genügen, denn dies ist ein rein betrachtender, kein politischer Aufsatz.

Um auf anderes zu kommen, so hat man, wenn man herumfragt, herumhorcht, den deutlichen Eindruck, daß der sexuelle Puritanismus, der den Engländern mehr als den anderen großen europäischen Völkern eignete, eine deutliche Abschwächung erfahren hat. Wer etwa den verschiedenen Unterhaltungen zuhört, die der britische Rundfunk über diese Frage veranstaltet und in denen verschiedenartigste Standpunkte vertreten werden, wird nicht im Zweifel darüber sein, wohin die Entwicklung hier tendiert. Hört man, wie viele Ehescheidungen bei englischen Gerichten anhängig sind, und hört man von den Eheschwierigkeiten, in denen sich viele aus dem Kriege zurückkehrende junge Soldaten finden — die oft jahrelange Trennung hat in vielen Fällen Entfremdung oder auch ein neues Freiheitsbedürfnis des Mannes wie der Frau gezeitigt —, so wird man die Sorge mancher Betrachter dieser Zustände gewiß verstehen. Aber anderseits bleibt doch wahr, daß von einer Ehekrise schlechthin in England zu reden eine arge Uebertreibung wäre.

Was die Religion in England angeht, so ist es äußerst schwierig, einen genauen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen. Ist es wahr, was manche behaupten, daß sich hier eine religiöse Erneuerung vorbereitet? Gewiß ist, daß die offiziellen Vertreter der Kirchen im Untergang des religionsfeindlichen Nationalsozialismus einen Sieg des Christentums erblicken. Was die Jugend betrifft, so hat man natürlich nur Gelegenheit, mit einzelnen Vertretern der Jugend über diese Frage sich zu unterhalten, und es bleibt immer unentschieden, ob, was man hört (und man hört Gegensätzlichstes), charakteristisch ist für weitere Kreise. Die Kirche vermeidet es, sich in die politischen Kämpfe allzusehr hineinziehen zu lassen, weil sie ihre Gläubigen in allen Parteien behalten will. Aber ganz kann sie sich den alle beschäftigenden, mehr oder weniger leidenschaftlich beschäftigenden politisch-sozialen Fragen nicht fernhalten: wenn sie spricht, spricht sie in immer entschiedeneren Tönen zugunsten der ärmeren Schichten, ohne sich auf bestimmte Losungen oder gar politische Dogmen festzulegen.

Daß man in England mehr denkt, reger an allgemeinen Fragen teilnimmt als in früheren Jahren, kann man schon daraus ersehen, daß jetzt viel mehr Bücher verkauft und gelesen werden als in den Jahren vor dem Kriege — fünfmal soviel, wie die Buchhändler versichern, und zwar nicht etwa nur leichte Unterhaltungslektüre, sondern schwierige theoretische Werke, die oft rascher vergriffen sind als Romane. Was sind nun das für Bücher, die die Leute heute lesen? Wir wollen versuchen, diese weitläufige Frage in Kürze zu beantworten, indem wir die hier in Rede stehenden neuen Literaturwerke in einige Gruppen zusammenfassen.

Da fällt zunächst einmal eine ganze Anzahl von Büchern auf, in denen englische Wesensart unmittelbar oder mittelbar (durch Vers- und Prosaanthologien) erforscht wird. Die notvollen Jahre mit ihrem ungeheuren seelischen Druck haben viele Engländer nach ihrem eigenen Wesen sich zu fragen genötigt: was sie sind und was sie nicht sind, was sie zu dem gemacht hat, was sie sind, und wie es kommt, daß sie die Freiheit ihres Volkes und zumal auch die des Einzelnen mehr schätzen als alles andere. Was diese Bücher der Selbstprüfung, wenn man sie so nennen darf, besonders auszeichnet, ist, daß sie kaum je in hocheifernde Selbst-

gerechtigkeit verfallen, daß sie oft genug Bücher der Selbstkritik genannt zu werden verdienen. Doch mißverstehe man nicht: die Engländer sind bestimmt kein problematisches Volk, wie es etwa die Deutschen sind. Sie sind von ihrem Wert, von ihrer geschichtlichen Leistung überzeugt, aber in Ruhe, mit Gelassenheit. Das bringt es mit sich, daß sie sich gerne selbst ironisieren, daß sie in allen Lagen den Sense of humour so sehr schätzen, und daß sie ihn an den immer pathetischen Deutschen so sehr vermissen. Immer noch, wie während des Krieges, beschäftigen sich allerlei Bücher mit dem Wesen des deutschen Volkes, von dem die Welt so Ungeheures zu erdulden gehabt zwischen 1939 und 1945. Immer noch ist die Frage leidenschaftlich umstritten, ob man Deutschland und Nationalsozialismus als miteinander mehr oder weniger identisch anzusehen habe — wenngleich deutlich zu sehen ist, daß das Nein allmählich die Oberhand gewinnt über das Ja, das während des Krieges vorherrschte. Die Frage, wie denn der Nationalsozialismus möglich geworden sei, wird mehr und mehr dahin beantwortet, daß deutsches Wesen dem Irrationalismus weit stärker zuneige als etwa englisches Wesen. Deutsche Methaphysik zum Beispiel hat einen üblen Klang in England. Man sehe ja, sagen viele, wohin sie dort geführt habe.

(Eine gewisse Abart dieser Literaturgattung der Selbstprüfung und Selbstkritik stellen die zahlreichen Autobiographien dar, die hier in den letzten Jahren erschienen sind. Es ist zweifelhaft, ob alle diese Erzähler ihres eigenen Lebens je etwas von dem Ratschlag Schopenhauers vernommen haben, ein jeder, der die Vierzig überschritten und einiges Interessante erlebt habe, solle eine Autobiographie schreiben zur Erweiterung unseres Wissens über den Menschen. Dennoch aber ist zu sagen, daß viele dieser englischen Autobiographien erstaunlich gut geschrieben sind und in der Tat sehr interessante Lebensläufe berichten.)

Eine andere Literaturgattung, die sich besonderer Pflege erfreut in diesen Uebergangsjahren, stellen die vielen Bücher über den notwendigen Wiederaufbau der zerstörten europäischen Wirtschaft im allgemeinen und über die Neuordnung der sozialen Verhältnisse Englands dar. Die Meinungen gehen natürlich sehr auseinander in diesen höchst komplizierten Fragen. Man kann allen möglichen Standpunkten begegnen in diesen Büchern, und wenn man hört, wie rasch auch diese Bücher vergriffen sind, so erkennt man, wie leidenschaftlichen Anteil weite Kreise an diesen Fragen jetzt nehmen.

Die Allianz mit Amerika und Sowjetrußland hat auch eine beträchtliche Anzahl von Büchern über diese beiden Länder, ihre Probleme und ihre Literatur hervorgerufen; doch scheint es mehr Bücher über Rußland als über Amerika zu geben. Rußland — das ist gleichsam eine Entdeckung. Nicht, daß nicht auch in früheren Jahren allerlei über Rußland veröffentlicht worden wäre — aber es scheint nicht so viel Interesse erregt zu haben. Jetzt aber sind weiteste Kreise lebhaft daran interessiert, sich über das sowjetrussische Experiment sachlich zu orientieren. Man sucht sich von Vorurteilen zu befreien in der Darstellung und in der Betrachtung Rußlands, und selbst wenn man sich nicht entschließen kann, alles zu unterschreiben, was dort gewollt wird und geschieht, so ist man in Büchern und in Erörterungen, in aufklärenden Versammlungen heute weit mehr als früher geneigt, zuzugeben, daß Rußland einen höchst bemerkenswerten Beitrag zur Neuordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse geleistet hat. Aber allerlei neue englische Bücher befassen sich nicht mit der Wirtschaftspolitik Rußlands, sondern mit seiner jetzigen Literatur. Russische Romane, russische Gedichte werden übersetzt und gelesen, wie ja auch viel neuere russische Musik in Konzerten und im Rundfunk zu hören ist. Ein Londoner Kino bringt seit Monaten nur russische Filme. Das weitaus berühmteste Buch aber ist heute Tolstojs «Krieg und Frieden», das immer wieder neu gedruckt werden muß.

Ein Wort noch über neuere englische Lyrik. Die Kriegslyrik ist sehr umfang-

reich; eine Anzahl junger Dichter ist im Kriege gefallen. Was von dieser zeitgebundenen Lyrik bleiben wird, kann man nicht voraussagen; mehr wahrscheinlich, als was von der Lyrik des ersten Weltkrieges zurückblieb. Was die Verse der heutigen Generation auszeichnet, ist, daß sie kaum etwas von Hurra-Begeisterung enthalten und daß, zweitens, in ihnen nicht so viel von der Kluft zwischen Soldaten und Zivilisten die Rede ist. Es hat ja dieser Krieg hier viele Zehntausende von der Zivilbevölkerung getötet. Die Lyrik jedoch, deren Hauptthema nicht der Krieg ist, sondern allgemein Menschliches, scheint eine Krise durchzumachen. Politische Dichter haben sich teilweise von der Politik entfernt und suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten; mit den Formen experimentierende Lyrik kehrt zuweilen zu den klassischen Formen zurück. Aber alles ist noch zu sehr im Fluß, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen. Ist es billig, hier daran zu erinnern, daß auch ein radikaler Engländer gewöhnlich geschmeichelt lächelt, wenn man ihm sagt, es sei für die Engländer charakteristisch, daß sie immer mit ihrer Tradition verbunden bleiben?

J. LESSER

## «ENGLISCHE DICHTUNG»

*Uebertragen von Max Geilinger*

Das schmale Buch, das fünfundvierzig Uebertragungen enthält, ist die Ernte eines Vierteljahrhunderts. Als nach dem ersten Weltkrieg über viele tiefe Abgründe internationale Brücken zu schlagen waren, übernahm *Max Geilinger* aus innerem Antrieb den Posten, einen Steg zur englischen Lyrik zu bauen. Er hat sich für seine Arbeit Zeit gelassen. Dafür besitzen die Früchte, die in der langen Zeit des Wartens gereift sind, eine Süße und einen Duft, wie sie nur die große Geduld schenkt. Denn Uebersetzen von Gedichten ist ja nicht bloß eine Frage der handwerklichen Geschicklichkeit, sondern auch eine Frage der *Gnade*, ein mitschöpferischer Akt, der nicht erzwungen werden kann, wenn die beste und einzige Lösung erstrebt wird. Frei von jedem bindenden Auftrag, hat Max Geilinger nur solche Lyrik verdeutscht, die weitgehend seiner eigenen kontemplativen Natur entsprach. Die Auswahl ist also auch ein Porträt seiner selbst. So enthält sie (das mag manchem als Nachteil erscheinen) keine Proben der frühen Balladenkunst, die vor allem in Schottland und Irland Bedeutendes hervorgebracht hat. «Ich bin eben der geborene Pazifist», erklärte uns der Uebersetzer. «Die meisten Balladen sind mir zu kriegerisch und blutbespritzt!» Der im Verlag Huber & Co., Frauenfeld, erschienene Band *Englische Dichtung* beginnt mit dem 18. Sonett von Shakespeare, einem der wenigen, das sich Stefan Georges souveräner Uebersetzungskunst nicht ganz erschlossen hat. Vom 16. Jahrhundert spannt sich der Bogen bis in die Moderne, die durch zwei Zürcher Gedichte von James Joyce abgeschlossen wird. Erstaunlicherweise fehlen John Milton, dessen «Paradise Lost» Geilinger seit der Jugend vertraut ist, Lord Byron und der keltisch-phantastische W. B. Yeats, während sich der Verzicht auf T. S. Eliot schon durch den Hinweis rechtfertigen läßt, daß Eliot eigentlich ein Vertreter des scharfzüngigeren Amerikas ist.

In wundervoller Reinheit und Vielfältigkeit zeigt England in diesem Band sein undoktrinäres, liberales Wesen, das eine einzigartige Mischung aus nüchterner Lebensnähe und direkter Beziehung zum Himmel ist. Auch falstaffsche Züge sind unverkennbar und eine Toleranz, die dem wunderlichsten Subjektivismus Platz gönnt. Von kontinentalen Einflüssen hat sich die englische Lyrik selbstherrlich freigehalten; die insuläre Lage des Landes hat jeden Dichter wieder zu einer

eigenen kleinen Insel von persönlichen Eigenheiten und Lebensansichten gemacht. Wo sie, wie Coleridge, Keats oder Thompson, zur Antike zurückgreifen, geschieht es auf durchaus männliche und originelle Art. Auf die Verdeutschung von Liebeslyrik hat Max Geilinger weitgehend verzichtet, in der Annahme, daß ihr die deutsche Literatur zum mindesten Gleichwertiges entgegenhalten kann. So überwiegen die weltanschaulichen und landschaftlich-deskriptiven Schöpfungen, die oft in die Form von Oden eingekleidet sind. Ihren weiten Atem, die Fülle von eigenartigen Bildern und kühnen Gedanken geben Geilingers Verdeutschungen hinreißend wieder. Viele Gedichte (z. B. Robert Burns' «Der wunde Hase», der im «Schreiben eines parforcegejagten Hirschen» von Matthias Claudius eine ergreifende Parallele gefunden hat) lassen sich vollendeter nicht vorstellen; das gilt auch für einige große Poeme wie Shelleys «Ode an den Westwind», Tennysons «Rede des heimgekehrten Odysseus» oder Francis Thompsons «Hetzjagd vom Himmel». Mit poetischem Zartsinn hat sich Max Geilinger, von dem im Frühjahr 1946 unter dem Titel «Vom großen Einklang» ein eigener Gedichtband erscheint, in die dem Großen wie dem Kleinen gleich liebevoll hingegebene Vorstellungswelt der englischen Lyriker eingelebt. So liest man bei William Collins («Ode an den Abend») die Zeilen:

*Nun ist die Luft still, wo nicht schwachgeäugt*
*Die Fledermaus schrillenden Schreis vorbeiflirrt*
*Auf Lederflügeln oder wo ein Käfer*
*Sein mürrisch Hörnlein bläst, sooft er aufsteigt*
*Im Zwielichtpfade gegen einen Wandrer,*
*Der achtlos summend schreitet . . .*

Die «Englische Dichtung» besitzt eine thematische Polyphonie, deren Zauber sich wohl kein hellhöriger Leser entziehen kann. Das 17. Jahrhundert ist durch Henry Vaughan und John Bunyan, das 18. Jahrhundert durch William Collins, William Blake und Robert Burns, und das 19. Jahrhundert durch William Wordsworth, S. T. Coleridge, Thomas Moore, P. B. Shelley, John Keats, Alfred Tennyson, Robert und Elisabeth Browning, Matthew Arnold und Oscar Wilde charaktervoll vertreten. Schon den Geist der Neuzeit und unseres chaotischen Jahrhunderts offenbaren die Gedichte von Francis Thompson, Rudyard Kipling, G. K. Chesterton, Mary Webb und James Joyce.

CARL SEELIG

WERNER NÄF:

## VADIAN UND SEINE STADT ST. GALLEN [1]

*Erster Band: Bis 1518, Humanist in Wien*

Mit diesem großen, repräsentativen und prächtig ausgestatteten Werk des Historikers Werner Näf wird endlich eine alte Lücke in der schweizerischen Geschichtschreibung ausgefüllt. Vadian gehört zu den markanten Gestalten — nicht nur der St.-Galler Lokalgeschichte, sondern des schweizerischen 16. Jahrhunderts überhaupt. Um so erstaunlicher mutet es an, daß es bisher noch keine große, wissenschaftliche Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit gegeben hat. Die bisherigen Arbeiten sind doch mehr als Abrisse, Hinweise oder populäre Darstellungen zu werten. Vor allem Vadians Wiener Humanistenzeit war uns bislang

[1] Fehrsche Buchhandlung, St. Gallen

völlig dunkel. Und eben diese ist das Thema des ersten Bandes von Näfs Vadian-Biographie.

In den ersten Kapiteln referiert der Verfasser kurz die Geschichte der Stadt St. Gallen bis zur Zeit Vadians. Schon hier gelingt es ihm, die großen Linien der Entwicklung herauszuarbeiten, diese Lokalgeschichte in größeren Rahmen einzuordnen und ihr damit ein allgemeineres Interesse zu sichern. — St. Gallen ist aus seinem Kloster herausgewachsen. Die frühe Stadtgeschichte umfaßt die Versuche der Bürgerschaft, sich von der äbtischen Herrschaft frei zu machen. Bis etwa 1450 ist dieser Prozeß im wesentlichen abgeschlossen. St. Gallen ist freie Reichsstadt, steht auf eigenen Füßen und will nun anfangen, ein eigenes Hoheitsgebiet zu erwerben — entsprechend den Versuchen anderer Reichsstädte. Damit beginnt der zweite Abschnitt der St.-Galler Geschichte. — Das gesamte Umgebiet der Stadt war in den Händen des Abtes. Aber schon hatten sich die Appenzeller frei gemacht. Schon längst war die Stadt wirtschaftlicher Mittelpunkt einer weiten Umgebung. Ihr Leinenhandel, von dessen Ausdehnung und Ruf uns Näf einen respektablen Begriff zu geben weiß, brachte Geld in die Stadt, das allmählich für die Erwerbung eines eigenen Machtgebietes verwendet werden sollte. Der Abt versuchte, sich durch ein Bündnis mit den Eidgenossen zu schützen. Die Stadt tat dasselbe. Da erzwang die energische Reformpolitik des Abtes Ulrich Rösch, der aus seinem lockern Machtbereich einen festumgrenzten Staat zu machen versuchte, eine dramatische Entscheidung. Die Stadt verband sich mit Appenzell und war zur gewaltsamen Auseinandersetzung entschlossen. Der Abt rief die eidgenössischen Schirmorte um Hilfe an, aber auch die Stadt stand ja unter ihrem Schutz. — In diesem St.-Galler Konflikt spiegeln sich nun gesamteidgenössische Strebungen wider. Stadt St. Gallen blickte nach dem Bodensee und den schwäbischen Städten. Auch Zürich unter Waldmann und Bern unter Diesbach tendierten damals nach dem Reich. Auf sie verließ sich der St.-Galler Bürgermeister. Die innern Orte aber traten dieser Politik nachdrücklich entgegen und unterstützten den Abt. Sie setzten sich durch, Bern und Zürich schlossen sich an, und die Stadt St. Gallen war der leidtragende Teil. Sie mußte sich einem eidgenössischen Urteilsspruch fügen, der für den Abt entschied.

Diese geschichtlichen Hintergründe sind für die Kindheit Vadians sowie für die Stimmung in der Familie derer von Watt aufschlußreich. Sie bilden aber außerdem eine sehr bezeichnende Folie für das politische Credo Vadians, auf das der Verfasser später zu sprechen kommen wird.

Joachim von Watt ist aus einer reichen, altangesehenen St.-Galler Kaufmannsfamilie hervorgegangen. Nach seinem Aufenthalt an der klösterlichen Lateinschule wandte er sich an die Universität Wien, wo er vom Scholar zum Magister, Professor, Poeta laureatus, Orator und schließlich zum Doctor medicinae aufstieg. Diese Wiener Zeit Vadians hebt Näf zum erstenmal ins volle Licht, und wir werden Zeuge der geistigen Kämpfe jener Zeit. Wir hören, wie humanistische Bildung das alte scholastische Lehrziel befehdete, wie die neue Bildung selber sich vom sklavischen Festhalten am antiken Vorbild löste und zu freier Forschertätigkeit weiterentwickelte, wie die humanistische Bewegung aus einer Privatangelegenheit der Universitäten zu einer Lebensangelegenheit weiter Kreise von Gebildeten wurde. Während in früheren Zeiten der Student meist an der Hochschule verblieben war, wurde es nun Sitte, die Universität wieder zu verlassen und sich einem bürgerlichen Beruf zuzuwenden. Dadurch erst wurde die Hochschule Bildungsinstitut für weitere Kreise. Vadian selbst ist diesen neuen Weg gegangen, obzwar er die Universität in gründlicherer Weise auskostete als die meisten seiner Schüler.

In Wien amtete Vadian als Forscher und Poeta, wirkte aber hauptsächlich als Lehrer. Seine Schüler standen ihm im Mittelpunkt. Für sie gab er seine Texte

heraus. Aus seinen Vorlesungen wuchsen seine Schriften. Er nahm sich auch — der Sitte der Zeit entsprechend — seiner Studenten in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht an. — Ein besonders kostbares Kapitel scheint mir aber jenes über Vadians Veröffentlichungen aus seiner Wiener Zeit zu sein. Abgesehen von seiner witzigen Satire «Gallus pugnans», abgesehen von der Herausgabe von Strabos «Hortulus», einem mittelalterlichen Werk, das er in der St.-Galler Stiftsbibliothek gefunden hatte, ist vor allem sein Kommentar zu Pomponius Mela interessant. Dieses an sich unwichtige geographische Werk der Antike hat Vadian mit seinen Erläuterungen versehen, worein er die gesamten geographischen Erkenntnisse seiner Zeit, des Zeitalters der Entdeckungen, verarbeitet hatte. Vadian liefert mit diesem Opus einen anschaulichen Beweis dafür, daß die humanistische Forschung zu seiner Zeit und in seiner Hand schon zu selbständiger wissenschaftlicher Tätigkeit vorgedrungen war. «Vadian will über die Alten hinauskommen, nicht in ihrer Verehrung verharren. Die jetzigen Kenntnisse über Afrika und den Osten, so heißt es etwa, reichen weiter als die der Griechen und Römer. Aber es geht nicht nur um die Vermehrung des Wissens, sondern um die Gewinnung richtiger Grundansichten durch richtige Methode: Erfahrung und systematisches Denken. Die Alten irrten, wo sie sich nur von Vermutungen leiten ließen.» Das sind Zeugnisse von einer Ueberlegenheit und Selbständigkeit, wie sie zu seiner Zeit noch längst nicht Allgemeingut waren. — Wir müssen aus Raumgründen auf eine Zusammenfassung von Näfs Kapitel über Vadians Poetik (de poetica) verzichten. Es genüge, beispielhaft auf eine Zielstrebigkeit in Vadians Denkarbeit hingewiesen zu haben.

Alle Wissenschaft ist Mittel zum Zweck. Ihr Ziel ist die Erkenntnis, in diesem Fall die Erkenntnis von Vadians Persönlichkeit. So versucht Näf denn zum Schluß, mit den bis dahin gefundenen Ergebnissen ein Bild seines Helden in seiner geistigen Erscheinung zu entwerfen. Haben schon seine humanistischen Werke dem verschwommenen Antlitz bestimmte Züge eingeprägt, so erhellt Vadians Abhandlung über sein Familienwappen, die Näf zu einem kurzen Abriß seiner Weltanschauung ausweitet, seine Gestalt noch um ein Erkleckliches. — Den Schluß aber bilde das für uns Moderne besonders aufschlußreiche Verhältnis Vadians zu seiner Heimat, obgleich es im Buch an etwas anderer Stelle steht:

Im besonderen nahm Joachim von Watt sich der jungen Schweizer an, die in Wien studierten. Seine Fürsorge bezog sich nicht nur auf St.-Galler, sie erstreckte sich auf Schweizer überhaupt. «Amo totam Helvetiorum communitatem et communem salutem desidero.» Darin spricht sich eine Großzügigkeit, eine Weite des Blicks und eine Ueberlegenheit des Standpunktes aus, die jener Zeit durchaus nicht selbstverständlich waren. St. Gallen war zugewandter Ort der Schweiz und hatte noch zu Vadians Jugendzeit eine harte Maßregelung von seiten der Eidgenossen erfahren. «Durch Laufbahn, Amt und Einkommen war er an die Universität Wien geknüpft; er besaß Bürgerrecht und hohen Rang in der Gelehrtenrepublik, war Mitstreiter in der nationalen Bewegung seiner Zeit, im Kampf um die geistige Autonomie Deutschlands. Was konnte ihn ... veranlassen, sein Schweizertum zu unterstreichen, das gefühlsbetonte Wort Patria nicht nur auf die geliebte Vaterstadt, aber auch nicht auf Deutschland, sondern auf ein schweizerisches Vaterland zu beziehen?» fragt der Verfasser. Warum, wissen wir nicht, aber die Tatsache ist unbestreitbar. Und zwar gestaltet sich dieser Patriotismus Vadians zum bewußten erzieherischen Wollen: «daß die Schweizer, die an Kriegsruhm hinter niemandem zurückstehen, endlich auch Leute bekommen, die das Ansehen ihres Volkes in den Wissenschaften ebenso glänzend machen könnten wie das der Waffen.»

Auf dem Hintergrund der St.-Galler Stadtgeschichte, in der Umgebung der zeitgenössischen Humanisten- und Gelehrtenwelt läßt Werner Näf die Persönlich-

keit des jungen Vadian vor uns aufsteigen, die selbst in diesen Anfängen schon ihre deutlichen menschlichen Züge trägt und als der eigengesetzliche Joachim von Watt vor uns steht. Wir erwarten die Fortsetzung dieser vielversprechenden Darstellung mit großer Spannung.

THEODOR FLURY

## DIE POLITISCHEN PARTEIEN UND DER KRIEG

*Zu einem Buche von S. Stelling-Michaud*

Bevor hier ein Buch, das kürzlich erschienen ist, besprochen wird, soll darauf hingewiesen werden, warum dieses Buch, ungeachtet seiner Qualitäten oder Mängel, besondere Beachtung verdient.

Wir haben uns daran gewöhnt, von der «revolutionierenden Wirkung» des Krieges zu sprechen. Diese Dutzendweisheit gehört zum eisernen Bestand unserer Denkschablonen. Angesichts des Chaos, das uns umgibt, antworten wir auf die Schuldfrage, in neun von zehn Fällen, mit der lapidaren Feststellung: Krieg. In jeder Tageszeitung finden wir überzeugende Bestätigungen für die Richtigkeit dieser Aussage. Aber im Gedränge dieser Bestätigungen übersehen wir allzu leicht, daß wir eine halbe Wahrheit für die ganze halten: Der Krieg ist nicht nur Ursache, sondern auch Folge der Veränderung der Welt. Auch Faschismus und Nationalsozialismus sind Ursachen, aber gleichzeitig auch Folgen und Symptome unaufhörlicher Weltveränderung.

Gewiß, Diktatur und Krieg bedeuten für uns nicht nur eine *Zäsur*, sondern unaustilgbare Erlebnisse, Kämpfe und Leiden, Untergang einer alten und Hoffnung auf eine neue Ordnung. Zählen aber diese Erlebnisse, so fragen wir, in der Geschichte der Menschheit? Wird nicht die kommende Generation unsere Kämpfe und Leiden in wenige leidenschaftslose, sachliche Feststellungen zusammenfassen? Wird nicht schließlich nur ein Titel übrigbleiben, eine kalte Formel, eine bloße Bezeichnung? Die Inhalte unseres Lebens werden mit uns gestorben und begraben sein. Was uns heilig ist, werden die Interessen unserer Kinder profanieren. Was wir wollen, wird vergessen, unsere Fragen werden immer wieder neu gestellt werden müssen.

Mit diesem Bewußtsein gehen Historiker und Wissenschaftler an die Arbeit. Indem sie vom historisch Wesentlichen das Unwesentliche abstrahieren, setzen sie sich über ihre eigenen Lebensinhalte, über das Liebste und Nächste hinweg. Mit dieser Uneigennützigkeit bringen sie der Gegenwart und der Zukunft, für die sie leben, das größte Opfer.

Die Haltung, die wir von ihnen und die sie von sich selbst verlangen müssen, setzt also äußerste Skepsis, setzt Willen zur Kritik voraus. Und diese Kritikwilligkeit muß auch gelten, wenn zum Beispiel heute der Demokratisierungs- und Reformbetrieb unserer Tage gewertet werden soll. Was ist geschehen? Wir stellen fest, daß, nachdem der Krieg entschieden wurde, die politischen Parteien und ihre Führer, von den Fesseln eines Gewaltregimes oder von vernünftiger, temporärer Selbstbeschränkung befreit, wieder als Individualitäten politisch hervortreten. Wir konstatieren, daß sechs, zwölf, dreiundzwanzig Jahren politischer Sterilität die stürmische Renaissance der politischen Parteien folgt. Die Waffen ruhen, die Ueberlebenden tauschen ihre Gewehre gegen Parteibuch und Stimmzettel ein und wählen, was sie wollen oder was sie für ihr eigenes Wollen halten.

Also haben Diktatur und Krieg die Entwicklung des Parteiwesens offenbar nicht aufgehalten. Die erzwungene politische Pause hat im Gegenteil die Parteien politisch gefördert. Wie die Sozialistengesetze Bismarcks der deutschen Arbeiter-

bewegung einen verstärkten Auftrieb gaben, so beschleunigten Krieg und Diktatur, im Effekt, eine fast hundertjährige Entwicklung: die Machtentfaltung der politischen Parteien. Dahinter verbirgt sich allerdings nicht nur ein physikalisches Reaktionsgesetz. Entscheidend ist vielmehr, daß erst in der Distanz von «normalen Verhältnissen» die Kritik an diesen Verhältnissen zum Allgemeingut wurde. Auch die Renaissance — und die Hypertrophie der politischen Parteien ist ein Krisenmerkmal. Radikale politische, ökonomische und soziale Forderungen, gestern noch als «revolutionäre Hetze» gebrandmarkt, prägen heute die Programme der europäischen Parteien, der Parteiregierungen. Was auch immer der Sturm der Tagesdispute von diesen Kampfprogrammen verwehen wird, die Programme ähneln sich wie die musikalischen Variationen eines einzigen Themas.

Und das ist das Neue: Von diesem Thema — den *Struktur*fragen der gegenwärtigen Gesellschaft — läßt sich heute niemand mehr ablenken. Die Allgemeingültigkeit des Themas fördert wiederum die organisatorische Zusammenfassung der politisierten Massen in großen Parteien, die Ausschaltung der mittelgroßen und kleineren Gruppen, der Splitterparteien. Mehr und mehr wird der Politiker zum Objekt jener Parteikolosse, die neben sich nur Kolosse dulden. Der Mensch wird auch als «Masse» zu einer quantité négligeable. Nicht die «Masse», sondern die «Masse» im Uebergewicht entscheidet.

Diese oft gefeierte Entwicklung vergrößert die ohnehin ernste Gefahr, daß die positive Gesellschaftskritik, der die großen Parteien ihre plötzliche Machtentfaltung (oder besser: die Tempobeschleunigung eines sie fördernden Prozesses) verdanken, wieder in ideologischen Schablonen erstarrt. Sie erhöht die Chancen, daß die Mammut-Organisationen selbst ins Kielwasser der noch Mächtigeren geraten. Führt diese Entwicklung, in letzter Konsequenz, den Demokratisierungsbetrieb unserer Tage ad absurdum?

Worauf es aber hier ankommt: Das Studium der politischen Parteien ist in zweifacher Hinsicht von brennender Aktualität. Einerseits für das Verständnis der Gegenwart: an den Parteien, an den Veränderungen ihrer soziologischen Struktur, an der Revision ihrer politischen Programme, an der Vertauschung ihrer Rollen und Funktionen vermögen wir die widerspruchsvolle *Gesellschaftsentwicklung* der letzten Jahre abzulesen. Anderseits für die Politik der Zukunft: mehr denn je bedürfen wir einer Kritik der Kritik; diese aber ist, nachdem die politischen Parteien ihren Machtanspruch stellen (oder selbst zum Medium anderer Machtansprüche werden), die sachliche, die wissenschaftliche *Kritik der Parteien.*

Die Aufgabe, die sich *S. Stelling-Michaud,* Professor an der Genfer Universität, in seinem Buche *«Les partis politiques et la guerre»*[1] gestellt hat, ist sehr viel bescheidener. Vorerst gilt es, die Voraussetzungen für das Studium der Parteien zu schaffen, die geschriebene Parteiengeschichte bis in die Gegenwart fortzuführen und die während des Krieges erfolgten stukturellen und ideologischen Veränderungen zu konstatieren, um sie sodann an der Geschichte der Parteien selbst zu messen. In Erfüllung dieser Aufgabe liefert der Autor eine nützliche *Materialsammlung,* deren Handhabung durch ein ausführliches Namensregister erleichtert wird.

Auf 280 Druckseiten behandelt S. Stelling-Michaud die Parteien der «großen Demokratien» (Großbritannien, USA., Frankreich), das Verhältnis der Parteien zu Faschismus und Nationalsozialismus (Italien und Deutschland), die kommunistische Staatspartei in Sowjetrußland und die Rolle der Komintern, die Parteien der nordischen Demokratien Dänemark und Finnland und schließlich diejenigen Ungarns, deren jüngste Geschichte ihm dazu dient, den «Kampf für

[1] Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1945, innerhalb der Serie «L'évolution du monde et des idées».

die Demokratie in Osteuropa» zu exemplifizieren. Das Material ist bekannt, aber zum erstenmal wird es hier systematisch zusammengestellt und in Einzeldarstellungen skizzenhaft gedeutet.

Die gefährliche *Nähe des Objekts* mag den Autor dazu veranlaßt haben, seine analytischen Betrachtungen über den Gesamttext zu verstreuen und — was man bedauern oder auch begrüßen kann — auf ein zusammenfassendes Schlußkapitel zu verzichten. Lediglich in der Einleitung findet der Leser einige grundsätzliche Feststellungen, die jedoch sehr, sehr allgemeiner Natur sind: für die neueste Entwicklungstendenz der politischen Parteien sei (a) eine auffallende Politisierung der vom Krieg betroffenen Völker, (b) ein wachsendes Interesse an sozialen Fragen und (c) das Entstehen neuer politischer Konzeptionen und Methoden charakteristisch. Das ist wenig, das wenige in seiner Allgemeinheit fast wertlos, aber gerade in diesem offenbar bewußten Verzicht auf die Formulierung von «Ergebnissen» mit unbedingtem Gültigkeitsanspruch sehe ich einen Vorzug; der Wert des Buches wird dadurch erhöht, daß dem Leser die Freiheit bleibt, die Fakten selbständig deutend zu vergleichen, die stets anregenden, teils hervorragenden Einzelanalysen zu diskutieren und auch einige Behauptungen des Autors — in guter Laune — mit einem Fragezeichen zu versehen.

Diese erfreuliche Zurückhaltung, die sich der Autor (zwar nicht in Einzelfragen, wohl aber im ganzen) auferlegt, rechtfertigt es allerdings nicht, daß auch auf eine Andeutung der *Probleme*, die mit dem präsentierten Material selbst gegeben sind, ganz und gar verzichtet wird. Die Bedeutung, die, wie gezeigt wurde, dem Buche allein vom Thema her zukommt, wird ihm leider vom Autor zum Teil wieder genommen; Flüchtigkeiten, zweifelhafte Interpretationen und voreilige Urteile in Einzelfragen deuten darauf hin, daß der buchhändlerischen Aktualität der Studie, die auch die allerletzten Ereignisse berücksichtigen will, einige Opfer gebracht wurden. Unverdientermaßen hinterläßt das Buch daher den Eindruck einer teils politischen, teils wissenschaftlichen Reportage ohne Perspektive.

Dieser Eindruck hätte ohne viel Aufwand vollends vermieden werden können, wenn der Autor — sei es auch nur in parenthetischen Andeutungen — die Tatsache berücksichtigt hätte, daß sich Gesellschafts-, Wirtschafts- und Herrschaftsformen korrelativ entwickeln. Er hätte zum Beispiel darauf hinweisen können, daß der europäische Osten, in der Entwicklung zur industriellen Gesellschaft zurückgeblieben, seit etwa fünfundzwanzig Jahren rapid aufholt (die letzten Reste agrarfeudalistischer Wirtschaft und Herrschaft werden zurzeit beseitigt), daß also das *westöstliche Entwicklungsgefälle reduziert* und ausgeglichen wird; ein Prozeß, der zum Beispiel auch in der geringeren oder stärkeren Reformfreudigkeit der politischen Parteien im Osten und Westen politisch zum Ausdruck kommt[2]. Die Frage wäre begrüßt worden, ob diesem ökonomisch-sozialen Angleichungs-

[2] Während zum Beispiel die bereits in Durchführung begriffenen ökonomischen und sozialen Reformen in Osteuropa kaum auf Widerstand stoßen (siehe zum Beispiel die tiefgreifenden Reformen in der Tschechoslowakei!), nimmt das Bedürfnis nach grundlegenden Reformen von Osten nach Westen ab. Auf Befragen des Institut Français d'Opinion Publique sprachen sich zum Beispiel im Mai 1945 *70 % aller Franzosen für die Nationalisierung der Banken* aus, nur 13 % lehnten sie ab. In *England* wurde hingegen (im Juli 1945) die Nationalisierung der Bank of England von *nur 39 %* aller Engländer befürwortet, *von 20 % offen abgelehnt*, während sich 41 % einer Meinungsäußerung enthielten. In anderen Fragen ist in England das Reformbedürfnis zwar stärker, aber es bleibt jedenfalls hinter dem der Franzosen weit zurück.

Am schwächsten ist es im äußersten Westen, in den USA. In *England* wurde zum Beispiel die Verstaatlichung der Eisenbahnen von *54 %*, die des Grund und Bodens von *51 %*, die der Bergwerke von *60 %* der Bevölkerung gewünscht. In den *USA.* sprach sich hingegen die *Mehrzahl (52 %) gegen jede Reform* aus und wünschte, «alles soll bleiben, wie es ist», *nur 39 %* der Bevölkerung befürworteten Reformen ökonomischer oder sozialer Natur.

Vgl. hierzu: The Public Opinion Quarterly, Princeton, N. J., USA., Vol. 9, Nr. 2, Summer 1945, p. 156, 243, 255. Die amerikanischen Poll-Ergebnisse wurden vom American Institute of Public Opinion mitgeteilt.

prozeß, der durch den zweiten Weltkrieg außerordentlich beschleunigt wurde, die deutlich erkennbare *Tendenz zum parlamentarischen Dreiparteiensystem* entspricht[3], ob dieser Prozeß anderseits dem Staate — noch ist er der Staat der ökonomisch Herrschenden — vorübergehend die Rolle des *Vermittlers* zwischen den antagonistischen Gesellschaftsklassen aufzwingen wird (analog der Vermittlerrolle, die der Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert zu übernehmen hatte). Somit wäre der Leser angeregt, die weitere Frage selbst aufzuwerfen, ob das parlamentarische Dreiparteiensystem die spezifische *Regierungsform* sei, die der Vermittlerrolle des Staates adäquat wäre. Der europäische Demokratisierungsbetrieb könnte sodann als unerläßliche Voraussetzung dieses Prozesses verstanden werden; der Entwicklung der Parteien wäre ein tieferer historischer Sinn gegeben. Vor allem aber — das scheint mir wichtig — wären historische Perspektiven aufgerissen, und der Leser fühlte sich, dankbar, aus der Enge oft unzusammenhängender Detailschilderung befreit.

Nun gut, es sei, daß sich der Leser mit einer bloßen *Inventaraufnahme* zufrieden gebe. Dann muß dem Autor allerdings in einem Punkte energisch widersprochen werden. Wie *François Lachenal* in seinem Buche *«Le parti politique, sa fonction de droit public»*[4], unterscheidet auch Stelling-Michaud die faschistische Staatspartei von der bolschewistischen — nach ihren programmatischen Absichten. Er behauptet, grob gesagt, die bolschewistische Diktatur sei «demokratisch», weil sie, statt Selbstzweck zu sein, sich später in ihrer Selbstaufhebung erfüllen soll. Wir wollen nicht spekulieren, ob oder wann diese Absicht Chancen hat, sich zu verwirklichen. Aber wir müssen fragen: Zu welchem Ergebnis käme die Analyse der *faschistischen* Staatspartei, wenn sie auch hier die programmatischen Absichten für die Wirklichkeit nähme? Nota bene: Mussolinis Programm aus dem Jahre 1919 forderte sogar die Beseitigung der Geheimpolizei! Kein Zweifel, daß die Aufnahme eines *Inventars* jeden Sinn verliert, wenn dabei berücksichtigt werden soll, was vermutlich später einmal mehr oder weniger vorhanden sein wird, jetzt aber unbekannt ist. Wir haben es hier, obwohl anscheinend das Wesentliche hervorgekehrt wird, mit einer besonderen Art von *spekulativem Formalismus* zu tun, für den sich übrigens gerade die Kommunisten, obgleich sie dabei so gut wegkommen, von Hause aus bedanken müßten. Wenn so, als Resultat, zum Beispiel das «spezifische Gewicht» der kommunistischen Parteien Europas stark überschätzt wird, rächt sich das Verfahren des Autors am Ergebnis.

Ich weiß nicht, ob dieser Formalismus, der oft die sonderlichsten gedanklichen und sprachlichen Blüten treibt, ob der Wunsch, populär zu sein, oder bloße Flüchtigkeit dafür verantwortlich ist, wenn sich der Autor solcher Redensarten bedient wie zum Beispiel (S. 73), *die Demokratie werde sich ihrer selbst bewußt* (bald wird sie träumen, fehlleisten und verdrängen, an Oedipuskomplexen oder Vitaminmangel leiden!) — oder wenn er nach einem Hohenlied auf die Volksherrschaft (Demokratie) feststellt, mehr denn je werde es Aufgabe der Staats-

[3] In den *USA.* rücken die Gewerkschaften (CIO. und AFL.) mit ihren 12 Millionen Mitgliedern mehr und mehr von «dritten Parteien» ab und übernehmen selbst deren Funktion (das P. A. C. der CIO.!). Mit Recht bemerkt *Stelling-Michaud* in seinem Buche: «L'avenir de cette nouvelle organisation des syndicats en vue de l'action politique sera un des problèmes les plus interessants de l'histoire intérieure américaine» (p. 62). Vgl. aber auch *C. W. Mills*, The Trade Union Leader: a collective portrait, in Public Opinion Quarterly, s. o., p. 169—172. — Bei den letzten Wahlen in *England* erfuhr die «dritte Partei» (Liberale) eine unverhältnismäßig starke Zunahme an Stimmen: Bei einer Gesamtzunahme an abgegebenen Stimmen von 15 % (im Vergleich zu 1935) büßten die Konservativen 14 % ihrer Stimmen ein; der Stimmenzuwachs der Labour Party betrug *43* %, der der Liberalen *60* %. Mit anderen Worten: war das Stimmenverhältnis im Jahre 1935 eins zu sechs (1 Stimme für die Liberalen entsprachen 6 Stimmen für die Labour Party), so hat es sich im Jahre 1945, trotz des großen Wahlsieges der Labour Party, zugunsten der Liberalen verschoben: eins zu fünf!

[4] Helbing und Lichtenhahn, Basel 1945.

männer sein, *«den Volkswillen mit den höheren Interessen ihrer Länder in Einklang zu bringen»* (S. 13). Ich gestehe, daß ich mich angesichts solcher Formulierungen zu den zwei Millionen dreihundertzehntausend Kanadiern zähle, die, im April 1945 vom «Canadian Institute of Public Opinion» befragt, erklärten, leider könnten sie sich unter dem Wort «Demokratie» so gut wie gar nichts vorstellen...

Das Buch ist, wie das Thema, provozierend; es reizt zum Studium, zur Kritik. Ich bin daher der Ansicht, daß es gelesen werden sollte. Allein das Kapitel über die Parteien der USA. ist bemerkenswert, es ist anregend und aufschlußreich.

WERNER RINGS

## EWIGER AUGENBLICK

Otto Meyer-Amden hat einmal in einem Briefe geschrieben: «Wieviel läßt sich machen aus einem Blatt Papier, wieviel mehr aus einem Menschen.» Dieses Wort könnte man über das Werk Stefan Georges schreiben. Es wird auch demjenigen, der zuerst nur Georges Sprachkunst in ihrer linearen Strenge bewundert, bei der Vertiefung in das Werk immer deutlicher, daß es mit dem Standpunkt des «l'art pour l'art» nicht ausgeschöpft werden kann. Immer wieder steht hinter diesem Werke nicht nur die Frage, sondern die Forderung: «Und wieviel mehr muß aus dem Menschen gemacht werden!»

George trat zuerst als Bewahrer der reinen Sprache und als ihr Neugestalter auf. «Für Euch (er meinte die Franzosen)», sagte er einmal zu Albert Mockel, «liegt die Gefahr darin, daß die Kunst zur Künstelei wird. Ihr habt recht, den Parnaß zu bekämpfen. Wir aber müssen ihn in Deutschland begründen. Das ist der notwendige Anfang. Wir müssen die Plastik der Sprache ausbilden, unser Arbeitsgerät erst schaffen, die Dichter ihr Handwerk lehren.» Schon in diesen Worten des jungen George ist ausgedrückt, daß diese Ausprägung der Sprache nicht das letzte Ziel des Dichters ist, aber es gibt keinen weitern Schritt, bevor das Handwerk nicht beherrscht wird. Immer deutlicher wird er aber zum Verkünder einer Dichtung, «die der Seele ein starkes Rückgrat gibt». Sprache wird ebenso zum klaren Ausdruck des Menschen, wie alles, was er auf einer bestimmten Ebene tut, und um die Forderung der Sprache zu erfüllen, muß der Mensch als Ganzheit vorausgesetzt werden, wie auch nur dieser Mensch wahrhaft Dichter sein kann. Das Geistige läuft nicht neben der Wirklichkeit her als ewige und unerfüllte Forderung, sondern im Geistigen formt sich das Werdende und Wirkliche vor, in dem erst der Geist sich zu Ende lebt. «Darum ist Dichtung die Gefahr der Welt.» Daher kann George auch von einer Verleibung des Gottes sprechen. Einmal muß, als ewiger Augenblick, das Geistige in der Wirklichkeit sich verkörpern und sich in ihm zu Ende leben.

Viele seiner Schüler haben sich als gestaltende Dichter kaum bewährt und die starken Dichter eigener Prägung — wie Rilke und Hofmannsthal — sind ihre eigenen Wege gegangen. Man kann aber die Dichter der «Blätter für die Kunst» nur verstehen, wenn man sie als Empfänger jener Norm betrachtet, die George aufgestellt hat und für sie bedeutete. Es kam ihm bei der Wahl seiner Jünger nicht auf die Begabung, sondern auf die *Seinshöhe* an, also auf den Grad der Verwirklichung des ganzen Menschen unter Führung einer geistigen Norm und nicht auf die Hochzüchtung einzelner Fähigkeiten.

Und es besteht kein Zweifel, daß sich seine Jünger — wenn nicht durchwegs als Begabungen — so doch als Seinshöhe bewährt haben. Sie halten an einem Menschenbild fest — weil sie es sind und wesen —, das sich in unserer Zeit der

Betriebsamkeit, der Zerstörung der Natur und der Minderung des Menschen zum berechenbaren Produktionsapparat als Norm bewährt hat.

Von dieser Seinshöhe aus und mit zulänglicher Begabung legt Robert Boehringer unter dem Titel «Ewiger Augenblick» durch die AZ.-Presse in Aarau ein schmales Bändchen als Privatdruck vor. Wenn dieser Schüler Kurt Breysigs, durch den er auf die Dichtung Georges hingewiesen wurde und sich der Gefolgschaft des Meisters anschloß, mit drei Gesprächen mit und um den Meister an die Oeffentlichkeit tritt, so sehen es die fernerstehenden Freunde Georgescher Dichtung als Pflicht an, auf diese Veröffentlichung hinzuweisen. Auch Boehringer hält jene Distanz zum Privaten, das der Dichter immer forderte. Trotzdem werden viele Züge Georges sichtbar, die das Bild seines Wesens verdeutlichen und bereichern.

Das erste Gespräch berührt die Beziehungen zum Menschen, zu Gott und die Frage der Unsterblichkeit, der Weisheit und der Tugend. Ein Schüler beruft sich auf Platon und meint, er sei so zu verstehen, daß alle Seelen unsterblich seien. George berichtigt: «Alle Seele unsterblich.»

«Also nicht jede, sondern nur sofern sie Seele ist?»

Der Meister: «Und hier waren sie unsterblich, die griechischen Seelen, wenn sie's waren, hier auf der Erde.»

Der Jünger: «Diese Unsterblichkeit meint Platon nicht. Er meint das Fortleben nach dem Tode, woanders. Gibt es das?»

Der Meister: «Ich weiß es nicht, mein Kind, und dich geht's nichts an.»

George tritt uns hier in einer Schlichtheit entgegen, die nur dem Weisen eigen ist. Da ein Jünger meint, wenn es keine ewige Wahrheit gebe, so gebe es überhaupt keine. Darauf antwortet George: «Man soll die Wurzeln des Lebensbaumes nicht untergrübeln.» «Seinen Weg ein Stück weit erkennen, ist viel.»

Das zweite Gespräch geht um die Erziehung, das Bürgerliche und das Aristokratische, die Heirat, die Aufgabe des Dichters als Lehrer seines Volkes und um das Verhältnis der Dichtung zum Christentum. Da George äußerte: «Wenn man dichtet, ist man kein Christ», weist ein Jünger auf die vielen christlichen Spuren im Werke des Meisters hin, worauf ihm die sehr wesentliche Antwort wird: «Man kann etwas, was in einem Volke seit Jahrhunderten wurzelt und Menschen und Werke hervorgebracht hat, nicht einfach verleugnen.» Da die Jünger in Hölderlin den Künder des Heraufkommenden sehen, antwortet George: «Eine neue Zeit wird sich nicht aus einem einzigen Volk, sondern aus den primitiv gebliebenen Schichten verschiedener Völker aufbauen.» So ist sein eigener völkischer Gedanke immer nur als Beitrag seines eigenen Volkes und nie als Messianismus des Deutschen zu verstehen. Dies festzustellen, mag gerade heute wichtig sein, da man in der Linie Nietzsche-George die Wegbereiter des Nationalsozialismus sah.

Diesem zweiten Gespräch sind zwei Verse aus dem Gedicht Hölderlins «Sokrates und Alkibiades» vorangestellt, wobei die «Hohe Tugend» in eine «Hohe Jugend» entstellt wurde.

Das dritte Gespräch findet in Abwesenheit des Meisters statt. Die Jünger erzählen sich kleine Anekdoten über ihn und heben seine Bedürfnislosigkeit hervor: «Essen, trinken, schlafen, die paar Kleider, ein wenig Tabak, das ist alles.» Er hat sich nirgends häuslich niedergelassen. Er wandert und taucht bald da, bald dort in einem kleinen Freundeskreise auf; nicht nur als Dichter oder Erzieher, sondern als umfassende Norm, wirkend durch sein Da-Sein.

Robert Boehringers «Ewiger Augenblick» lebt von dieser Norm und empfängt aus ihr sein unvergängliches Antlitz.

WALTER KERN